

## „Dem jungen Menschen gerecht“ Gedanken zum Verständnis von Gerechtigkeit

11. Dialogtag der KJS Bayern „Gerechtigkeit für jeden jungen Menschen“ am 16.11.2018

---

Laut Programm soll ich mir „Gedanken“ machen zum „Verständnis von Gerechtigkeit“. Ein guter Startpunkt für solche Gedanken ist meines Erachtens immer noch eine sehr alte, über das Mittelalter in die Antike zurückreichende Definition, wonach Gerechtigkeit bedeute, jedem das Seine zu geben (und natürlich: jeder das Ihre zu geben, wie wir heute zu Recht ergänzen). Noch kürzer formuliert, als Kurzformel auf den Punkt gebracht: „suum cuique“ – „jedem das Seine“.

Der Einwand gegen diese Definition liegt auf der Hand: Solange die Frage, worin genau denn das „Seine“ bestehe, wie also das „suum“ zu füllen sei, nicht beantwortet ist, sei die Formulierung „suum cuique“ doch eher eine Leerformel als eine Kurzformel. Aber: Ganz so inhaltsleer ist diese Formel nicht – selbst dann, wenn man das „suum“ noch nicht inhaltlich gefüllt hat. Auch dann sagt diese Formel etwas Wichtiges aus. Sie signalisiert zwei Aspekte von Gerechtigkeit, die nicht so trivial sind, wie sie vielleicht klingen. Es geht in der Gerechtigkeit erstens darum, *jedem* das Seine zu geben, und zweitens, jedem das *Seine* zu geben.

### **Jedem das Seine geben**

Jeder Mensch hat als Mensch einen Anspruch darauf, dass ihm das Seine gegeben wird, niemand darf einfach außen vor gelassen und nicht berücksichtigt und gleichsam vergessen werden. Wenn Papst Franziskus fordert, „an die Ränder zu gehen“, dann meint er damit nicht zuletzt die Ränder und Begrenzungen unserer Wahrnehmung und Aufmerksamkeit, Ränder, hinter denen wir Menschen und ihre berechtigten Ansprüche an uns fahrlässig in Vergessenheit geraten lassen – eine Urform der Ungerechtigkeit.

Darin sind nämlich alle Menschen gleich: Alle Menschen haben *als* Menschen gleichermaßen einen Anspruch darauf, das je Ihre zu bekommen. Worin genau dieses je Ihre konkret besteht, das kann und soll unter Umständen durchaus unterschiedlich, besonders und ungleich sein – *dass* sie darauf einen Anspruch haben, darin kommen sie überein und sind sie gleich. Hier verbinden sich also Gleichheit und Ungleichheit bzw. Gleichheit und Besonderheit: Wir sind *gleich* darin, den Anspruch zu haben, als je Besondere bzw. *Ungleiche* wahrgenommen und berücksichtigt zu werden. Mit Blick auf unser Thema heißt das zweierlei:

Einerseits geht es in der Gerechtigkeit immer um jede und jeden, das unbegründete Nicht-Berücksichtigen bestimmter Teilgruppen ist ungerecht. Es ist zum Beispiel ungerecht, „nur“ über Kinderarmut und Altersarmut zu sprechen und dagegen Jugendarmut zu vernachlässigen, die ja bekanntlich – oder eben nicht „bekanntlich“, da oft ausgeblendet – besonders gravierend ist. Der aktuelle „Jugendmonitor“ der KJS bestätigt das leider wieder. Und auch eine Jugendpolitik, die nur bestimmte Jugendliche (und seien es auch sehr viele) im Blick hat und andere eher außen vor lässt, ist ungerecht.

In Klammern gesagt: Im aktuellen bayerischen Koalitionsvertrag stehen etliche gute Vorhaben. Allerdings: Jugendliche werden – jedenfalls ausdrücklich – sehr selten erwähnt, und benachteiligte Jugendliche scheint es im schönen Bayern ohnehin nicht zu geben, jedenfalls sind sie fast gar nicht der Rede wert. Man mag einwenden, dass die Jugendlichen in vielen Punkten doch irgendwie „mitgedacht“ sind und dass man in einem Koalitionsvertrag nicht zu sehr ins Detail gehen könne. Nur ist der Vertrag in anderen Punkten auf geradezu kuriose Weise detailfreudig: Das reicht dann von der Erhöhung der Zahl der Polizeidienstpferde

auf 100 (die ebenfalls genannten Dienststunden werden nicht quantifiziert) bis hin zu einem kostenlosen Beratungsprogramm zur Förderung der bayerischen Wirtshauskultur.

Also: „Jedem das Seine geben“, verbietet das schlichte Ausblenden oder fahrlässige Vergessen ganzer Gruppen. So verstehe ich auch den Titel dieses Dialogtags. „Gerechtigkeit für jeden jungen Menschen“. Streng genommen, hätte es gereicht, zu sagen „Gerechtigkeit für junge Menschen“, denn das „jeden“ ist begriffslogisch notwendig im Begriff der „Gerechtigkeit“ impliziert, aber das ausdrückliche Erwähnen, dass es um „jeden“ jungen Menschen geht, ruft das nochmal in Erinnerung – und das scheint notwendig zu sein: Es erinnert daran, dass *alle* Jugendlichen in einer Jugendpolitik, die gerecht sein will, berücksichtigt werden müssen und dass sie darin gleich sind. Andererseits: Was diese Berücksichtigung konkret bedeutet, ist eben individuell unterschiedlich, darin sind die Jugendlichen ungleich, und deswegen sind zum Beispiel allzu pauschale und standardisierte, unterschiedliche Bedarfslagen über einen Kamm scherende Förderprogramme, die Ungleiches gleich behandeln, nicht nur ineffektiv, sondern auch ungerecht.

## Jedem das *Seine* geben

Es geht in der Gerechtigkeit darum, jedem das *Seine* zu geben – also etwas, das ihm zusteht, worauf er oder sie einen Anspruch, ein Recht hat. Nicht unbedingt ein rechtlich verbrieftes, in Gesetzesform gegossenes Recht, aber doch ein moralisches Recht. Der Philosoph Höffe spricht deswegen auch von der Gerechtigkeit als „geschuldeter Moral“. Wer dem jungen Menschen wirklich gerecht zu werden versucht (sei es strukturell-politisch, sei es im konkreten Handeln), der handelt nicht aus gönnerhafter Wohltätigkeit heraus, der gewährt kein großzügiges Geschenk (das er auch vorenthalten könnte, ohne sich dadurch moralisch zu verfehlen), sondern er gewährt dem jungen Menschen etwas, worauf dieser einen Anspruch hat.

Das ist keine bloß theoretische Unterscheidung oder begriffliche Haarspalterei, sondern verändert die Beziehung und das Selbstverständnis aller Beteiligten! Jugendpolitik und Jugendarbeit sind keine Charity-Veranstaltung oder sollten es nicht sein, sondern zunächst und vor allem einmal der Versuch, Gerechtigkeit zu praktizieren. Das ist übrigens immer wieder auch eine Herausforderung für jene Aktivitäten, die sich selbst ausdrücklich als „caritas“ (also als „Liebe“) verstehen und bezeichnen. Es wäre ein eigenes Thema, was dieses Selbstverständnis (Caritas zu sein) bedeutet, hier nur der Hinweis: Auch in der Caritas (wiewohl sie eben „Caritas“ und nicht „Iustitia“ heißt) geht es immer auch und wesentlich darum, dem Menschen auch dem jungen Menschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, also ihm und ihr das Seine und das Ihre zu geben.

Jedem das *Seine* geben, heißt freilich auch: In diesem Geben qua Gerechtigkeit geht es (jedenfalls primär) um diesen jungen Menschen und um das Seine und nicht (jedenfalls nicht primär) um die je eigenen Interessen. Natürlich sind bildungs-, beschäftigungs- und sozialpolitische Maßnahmen zugunsten junger Menschen immer auch instrumentell motiviert; es ging und es geht immer auch um die Interessen von Wirtschaft und Gesellschaft, das benötigte Humankapital zu sichern, die gesellschaftliche Ordnung aufrechtzuerhalten und drohende Störungen durch nicht-integrierte Heranwachsende zu vermeiden. Seit der Herausbildung von Jugendpolitik und Jugendsozialarbeit im 19. Jahrhundert hatten diese natürlich immer auch gewisse Funktionen zu erfüllen. Allerdings: Dem jungen Menschen wirklich gerecht zu werden, muss nochmal über diese bloß funktionalen Gesichtspunkte und über bloß eigen-interessierte Motivation hinausgehen, es muss (wenn es sich um Gerechtigkeit handeln soll) darum gehen, dem jungen Menschen etwas zu gewähren, weil es das Seine ist, er einen Anspruch darauf hat und wir ihm um seiner selbst willen gerecht werden sollen.

Deswegen ist übrigens auch der beliebte Satz „Die jungen Menschen sind unsere Zukunft“ zwar nicht schlechthin falsch, aber doch kaum geeignet, Gerechtigkeit zu motivieren. Wenn wir den jungen Menschen etwas geben, um damit unsere Zukunft zu sichern, ist das schon mal ein guter Anfang, der zu vielen sinnvollen Maßnahmen führen kann, aber noch keine Gerechtigkeit!

## Was ist denn nun das *Seine*?

Die Kurzformel „*suum cuique*“ sagt also bereits als solche durchaus etwas aus. Gleichwohl geht das Nachdenken über Gerechtigkeit jetzt erst richtig los, nämlich mit der Frage: Was ist denn nun das „*suum*“? Nach welchen Kriterien, nach welchen Maßstäben können wir es inhaltlich füllen?

Ähnlich alt wie die Kurzformel des „*suum cuique*“ sind drei Vorschläge, das „*suum*“ zu füllen. Jedem das *Seine* zu gewähren, kann demnach heißen, jedem Menschen (in diesem Fall: jedem jungen Menschen)

- je nach *Bedarf* zu geben,
- je nach *Verdienst* bzw. Leistung zu geben
- oder auch allen das *Gleiche* zu geben.

Bedarfsgerechtigkeit, Leistungsgerechtigkeit und Gerechtigkeit als Gleichverteilung müssen keineswegs konkurrierende, sich ausschließende Konzepte von Gerechtigkeit sein; sie lassen sich auch kombinieren: Bestimmte Güter sollen nach Bedarf gewährt werden, andere Güter nach Verdienst und wieder andere sollen gleich verteilt oder zugeteilt werden.

Was bedeutet das mit Blick auf die Gerechtigkeit für junge Menschen, noch spezifischer: mit Blick auf die Gerechtigkeit für Jugendliche? Worauf haben sie je nach Bedarf, worauf je nach Verdienst und worauf in gleichem Umfang Anspruch? Dazu ein paar Gedanken, keine wirklichen Antworten, sondern eher Fragen – auch als Anregung für die anschließende Diskussion mit der Politik.

## Bedarfsgerechtigkeit

Worauf haben Jugendliche einen legitimen Anspruch, weil sie es notwendig brauchen, es sich aber nicht aus eigenen Kräften heraus beschaffen können?

Generell suchen wir unter dem Begriff „Bedarfsgerechtigkeit“ nach der Definition einer zuverlässigen Mindestausstattung mit Gütern (Güter in einem weiten Sinne des Wortes), die der Mensch braucht. Wir suchen nach einem Standard, dessen Unterschreitung dazu führt, dass der Betroffene nicht über das verfügt, was er braucht. Die große und schwierige Frage ist natürlich: Brauchen wozu? Brauchen wofür? Üblicherweise sagen wir, dass es um mehr gehen sollte als das bloße, gleichsam biologische Überleben des Menschen. Dann wäre es relativ einfach, mehr oder weniger objektiv die notwendigen Voraussetzungen zu benennen. Üblicherweise meinen wir jedoch, dass die Bedarfsgerechtigkeit *mehr* fordert, dass sie eine Mindestausstattung verlangt, die ein irgendwie „gutes“, „gelingendes“ oder auch „würdiges“ menschliches Leben ermöglicht.

Was das wiederum ist, worin also ein gutes oder gelingendes Leben besteht (dessen Mindestvoraussetzungen eben qua Bedarfsgerechtigkeit zu sichern sind), das ist in einer modernen, pluralen Gesellschaft mit sehr vielfältigen Wertorientierungen und Lebensentwürfen nicht leicht zu beantworten.

Also: Was braucht ein Mensch notwendigerweise, um in einer bestimmten Gesellschaft ein Leben führen zu können, das in einem wenigstens minimalen Sinne als gut oder menschenwürdig gelten kann? Etwas spezifischer, bezogen auf unser Thema: Was braucht ein *junger* Mensch? Und noch spezifischer: Was

braucht ein *jugendlicher* Mensch? Mit Blick auf Jugendliche verdoppelt sich diese ohnehin sehr schwierige Frage noch einmal:

- Erstens: Was brauchen Jugendliche in der Jugend mit Blick auf ihre Zukunft? Was brauchen Sie als Jugendliche, um dann im weiteren Lebenslauf ein gutes, gelingendes, würdiges Leben führen zu können?
- Zweitens: Was brauchen Jugendliche, um in der Jugend selbst, die ja nicht nur bloße Vorbereitungsphase auf das Erwachsen-Sein ist, ein gutes, gelingendes, würdiges Leben zu führen, um also hier und jetzt eine gute Jugend zu haben und diese nach Möglichkeit auch genießen zu können?

Ich begnüge mich hier mit einem Hinweis auf die Besonderheit der Jugendphase: Die Jugend ist eine besondere Phase im Leben, in der ein Mensch in besonderer Weise herausgefordert ist, aber auch die reale Möglichkeit haben sollte, seinen Lebensweg als seinen Lebensweg zu finden. Jugend also als Suchbewegung mit vielen Fragen. Zum Beispiel Fragen dieser Art:

- Wie will ich mein Leben leben, was ist mir wichtig und wertvoll im Leben? Was trägt mich, was treibt mich, was zieht mich?
- Was verschafft mir nachhaltige Lust, stabile Zufriedenheit und nicht zuletzt Sinn?
- Woran richte ich mich aus und woran orientiere ich mich in den unvermeidlichen Irrungen und Wirrungen des Lebens?
- Wie will ich mit anderen Menschen zusammen leben? Welche Beziehungen kann und will ich in welcher Weise leben? Wo finde ich stabile, stärkende und nicht einengende Zugehörigkeit?
- Was bedeutet es für mich Mann oder Frau zu sein – welche Rolle spielt diese Unterscheidung überhaupt für mich? Wie und wen begehre und liebe ich, wie will ich das leben?
- Was kann ich geben, an welcher gemeinsamen Praxis will ich teilhaben, welche Stärken kann ich einbringen, welchen Nutzen kann ich stiften, was will und kann ich bewegen, wo und wie kann ich meine und unsere Welt mit-gestalten? Was will ich anfangen mit mir, mit meinen Stärken und Neigungen, mit meinem Leben, welche Anfänge will ich setzen und welche Frucht will ich bringen?

Letztlich geht es darum, die Katechismus-Frage: „Wozu ist der Mensch auf Erden?“ ins je Persönliche zu wenden: „Wozu bin ich auf Erden?“ Diese Frage wird weder in der Jugend, noch im weiteren Lebensverlauf ein für allemal und abschließend beantwortet – und doch ist die Jugend eine Phase, in der diese Frage besonders virulent und spannend wird. Die Jugend ist eine Phase, in der in besonderer Weise *Erfahrungen* gemacht werden können und in der Jugendliche *experimentieren* können – denn nur so lassen sich die genannten Fragen beantworten: durch vielfältige und gleichsam experimentelle Erfahrungen. Die Jugend bietet (unter bestimmten Bedingungen!) die Möglichkeit, auf diese erfahrungsbasierte Weise eine Ahnung von dem zu bekommen, was in einem steckt und was das Leben bieten könnte – und sich dann in Richtung dieser Ahnung zu bewegen. Um es fromm und mit einem wunderbaren Zitat von Ignatius von Loyola auszurücken: „Nur wenige Menschen ahnen, was Gott aus ihnen machen könnte“. Um davon eine Ahnung zu bekommen, brauche ich gerade in der Jugend Voraussetzungen, die alles andere als trivial sind – und diese Voraussetzungen sind sehr ungerecht verteilt!

Um sich mit Fragen dieser Art auseinandersetzen zu können, dazu hilfreiche Erfahrungen machen und experimentieren zu können, brauchen Jugendliche zunächst soziale Sicherheit: Die Grundbedürfnisse bezüglich Einkommen, Wohnen, Ernährung, Gesundheit, Mobilität usw. müssen ausreichend und erwartungssicher erfüllt sein - ansonsten dominiert schnell die tagtägliche Sorge um die bloße Sicherung des Alltags und es bleiben weder Zeit noch Energie noch mentaler Freiraum, um sich den genannten Fragen widmen und eine Ahnung bekommen zu können, was das Leben so zu bieten hat und wer man sein könnte.

Besonders schwierig wird es natürlich, wenn eine Voraussetzung fehlt, die für die meisten von uns scheinbar selbstverständlich ist: das Eingebunden-Sein in halbwegs stabile, Zugehörigkeit, Sicherheit und Zu-

wendung gebende familiäre Beziehungen. Natürlich: Keine Familie ist perfekt, auch sozial und ökonomisch gut situierte Familien können der Suche nach dem je eigenen Lebensweg eher im Wege stehen (z.B. durch die Überfrachtung mit Zuschreibungen und Erwartungen). Und doch sind destruktive oder schlicht fehlende Familienbeziehungen eine enorme Erschwernis, den eigenen Lebensweg zu finden und auch tatsächlich gehen zu können.

Jugendpolitik und Jugendsozialarbeit haben also viel zu tun, um für Benachteiligte Jugendliche so etwas wie soziale Sicherheit zu gewährleisten, die eben die notwendige Basis für alles Weitere und keineswegs durchgängig gegeben ist. Aber auch das ist nicht genug: Benachteiligte Jugendliche brauchen mehr als soziale Sicherheit, mehr auch als die bloße Befähigung für den Arbeitsmarkt (so absolut unerlässlich das ist!), sie brauchen auch Orte und Angebote, um ihren Lebensweg suchen und gehen zu können, der weit mehr ist, als das Sich-Einfügen in gegebene soziale und ökonomische Zusammenhänge.

Dazu gehört vor allem eine Bildung, die mehr ist als der Erwerb verwertbaren Wissens und nützlicher Kompetenzen – dazu gehört auch eine an formellen wie informellen Bildungsorten sich vollziehende Persönlichkeitsbildung. Zu dieser gehören nicht zuletzt eine ästhetische und kulturelle Bildung, die eben kein Privileg für Jugendliche aus bildungsbürgerlichen Familien sein darf, aber auch politische Bildung.

Jugendliche brauchen all das für eine gelingende Jugend. Für viele Jugendliche sind diese Voraussetzungen gegeben – für manche aber eben nicht oder viel zu wenig, was daher im Sinne der Bedarfsgerechtigkeit nach Möglichkeit zu kompensieren ist. Die Jugendsozialarbeit leistet hier sehr viel!

## Leistungsgerechtigkeit

Neben der Bedarfsgerechtigkeit (Jedem nach seinem Bedarf) kommen aber wie gesagt auch Kriterien der Leistungsgerechtigkeit ins Spiel (Jedem nach seinem Verdienst).

Üblicherweise sind wir der Meinung, dass (eine zuverlässige Versorgung im Sinne der Bedarfsgerechtigkeit vorausgesetzt) gewisse soziale und ökonomische Ungleichheiten zulässig sind, wenn und sofern sie nachvollziehbar das Resultat unterschiedlicher Leistungen sind. Dem würde ich grundsätzlich zustimmen, und ich halte es daher auch für wichtig, dass junge Menschen die Erfahrung machen können, dass sich Leistung auszahlt, dass Verdienste gewürdigt werden und auch, dass mangelnde oder fehlende Leistung eben auch Konsequenzen hat. Drei Anmerkungen sind allerdings notwendig:

- Erstens: Das zuvor erläuterte Prinzip der Bedarfsgerechtigkeit hat einen gewissen Vorrang vor der Berücksichtigung von Leistung und Verdienst. Auf das, was ein Mensch in einem basalen Sinne braucht, hat er einen Anspruch auch dann, wenn er die an ihn gestellten Erwartungen nicht erfüllt. Das Nicht-Gewähren auch eines Minimalstandards zum Zwecke der Sanktionierung und als Leistungsanreiz halte ich daher für ungerecht – abgesehen davon, dass es vermutlich auch nicht besonders wirksam ist.
- Zweitens: Leistungsgerechtigkeit wird in unserer Gesellschaft in vielen Fällen eher propagiert als praktiziert. Das oberste Zehntel in Deutschland verfügt über 60 Prozent des gesamten Nettovermögens – diese Ungleichverteilung als Resultat unterschiedlicher Leistungsbereitschaft zu deuten, ist absurd. Und während an dem einen Ende des Spektrums nicht wenige Menschen (übrigens auch Jugendliche) sehr gut von einem leistungslosen Einkommen leben, für das sie nicht einen Finger gekrümmt haben, machen am anderen Ende viele Menschen (darunter viele Kinder und Jugendliche) die bittere und frustrierende und leider oft negativ prägende Erfahrung, dass sich Leistung eben nicht immer lohnt. Wer Eltern im „working-poor“-Bereich hat, deren Arbeitseinkommen trotz Vollzeitbeschäftigung in belastenden Tätigkeiten nicht zum Leben reicht, der wird den an sich ja richtigen Satz „Jedem nach seiner Leistung“ schnell als zynisch erleben.

- Drittens: Wer definiert eigentlich die Maßstäbe dafür, was in welchem Sinne als Leistung gelten sollte? Würdigen wir tatsächlich angemessen die große Leistung, die junge Menschen mit Migrationshintergrund erbringen, wenn sie sich bei uns sprachlich und kulturell zurechtfinden und unser Zusammenleben dadurch bereichern und noch dazu oft schwierige Fluchterfahrungen bewältigen müssen? Würdigen wir angemessen die Leistung von Jugendlichen, die trotz schwierigster Ausgangslage einen Schulabschluss schaffen – oder gilt uns das Abitur eines seit Kindesbeinen an geförderten Jugendlichen nicht doch irgendwie mehr? (Am Rande gesagt: Ich werde nie verstehen, warum die Leistung von Lehrerinnen und Lehrern oder auch sozialpädagogischen Fachkräften, die benachteiligten Jugendlichen erfolgreich grundlegende Kulturtechniken und Selbstwertgefühl vermitteln, geringer geschätzt wird als die Leistung des Gymnasiallehrers, der zum 20. Mal „Bellum Gallicum“ lesen lässt.) Würdigen wir wirklich angemessen den Kampf von Jugendlichen, die sich immer und immer wieder bewerben und die sich in einer wissensbasierten und hochproduktiven Wirtschaft schwer tun? Also: Wenn wir über Leistungs-gerechtigkeit reden und diese zu Recht einfordern und auch vermitteln wollen, dann müssen wir auch darüber sprechen, ob unsere Leistungsmaßstäbe angemessen sind.

## Gleichverteilung bestimmter Güter (inkl. Chancen)

Abschließend noch zur Gerechtigkeit als Gleichverteilung von bestimmten Gütern. Gemeint ist hier nicht das, was ich eingangs gesagt habe, dass nämlich jeder Mensch als Mensch gleichermaßen einen Anspruch darauf hat, das je Seine zu bekommen. Hier geht es darum, dass auch dieses je „Seine“ gleich oder doch sehr ähnlich sein soll. Gibt es Güter, die in diesem Sinne gleich verteilt werden sollten? Und gibt es Güter, die insbesondere jungen Menschen und Jugendlichen in einem gleichen Umfang zugeteilt werden sollten? Wo ist Gleichverteilung qua Gerechtigkeit geboten – und wo wird sie zu einer Gleichbehandlung ungleicher Ausgangslagen, die als solche gerade nicht gerecht ist?

Ein oft gemachter Vorschlag lautet, dass sogenannte *Chancen* gleich verteilt werden sollen, nicht die „Ergebnisse“, aber doch die Chancen. Chancen nicht im Sinne bloß formaler Möglichkeiten, sondern im Sinne realer, tatsächlich nutzbarer Chancen. Chancen auch nicht nur auf Einkommen und materielle Güter, sondern vor allem auch Chancen auf Entfaltung, auf Zugehörigkeit, auf aktive Partizipation, also „Teilhabe-gerechtigkeit“. Sollen Chancen in diesem Sinne gleich verteilt werden? Dazu zwei Anmerkungen:

Die Forderung, Chancen gleich zu verteilen, ist nicht falsch, verspricht aber (je nach genauem Verständnis) oft zu wenig und oft zu viel:

- Zu *wenig* wäre gefordert, wenn damit gemeint ist, dass mit der Eröffnung möglichst gleicher Chancen alles getan sei und dass alles Weitere dann allein in der Verantwortung desjenigen liege, der diese Chancen nutze oder nicht. Ist es wirklich gerecht, einen Menschen, der die ihm gegebenen Chancen nicht nutzt (und sei es auch schuldhaft nicht nutzt), dadurch in Probleme und Not gerät, damit prinzipiell und in jedem Fall allein zu lassen? Nach dem Motto: „Du hast Deine Chance gehabt! Jetzt sieh zu, wie Du klar kommst!“ Gibt es nicht – insbesondere bei jungen Menschen – einen Anspruch darauf, weitere Chancen zu bekommen und nicht abgeschrieben zu werden?
- Zu *viel* wäre gefordert, wenn tatsächlich gemeint ist, eine Gleichheit hinsichtlich aller relevanten Chancen zu erzielen. Wir wissen zum Beispiel, dass körperliche Attraktivität einen signifikanten Vorteil für den beruflichen Erfolg darstellt. Dennoch fordern wir in der Regel nicht, entsprechende Benachteiligungen und Beeinträchtigungen öffentlich finanziert zu korrigieren, auch wenn medizinisch da ja einiges möglich ist. Auch die übliche Ungleichverteilung von Begabungen und physisch-psychischen Fähigkeiten nehmen wir innerhalb einer gewissen Bandbreite als Ergebnis einer „natürlichen Lotterie“ hin, deren Wirkungen wir nur unter ganz bestimmten Bedingungen und in einem begrenzten Ausmaß

kompensieren. Also: Es kann nicht um das utopische Ziel einer generellen Chancen-Gleichheit gehen, sondern darum, besonders bedeutsame Chancen wenigstens soweit anzugleichen, dass die realen Startbedingungen, Lebensbedingungen und Partizipationsbedingungen nicht zu weit auseinanderliegen. Was jedoch als „zu weit auseinander“ als „zu ungleich“ und damit als kompensationsbedürftig gelten soll, muss gesellschaftlich und politisch immer wieder neu ausgehandelt werden. Und da wäre es natürlich wichtig, dass die Perspektive derjenigen, die besonders benachteiligt und beeinträchtigt sind, in diesen Aushandlungsprozessen systematisch berücksichtigt wird. Es gibt eine ganze Reihe an wichtigen Ressourcen und Start-Chancen, die „uns Nicht-Benachteiligten“ so selbstverständlich erscheinen, dass wir von uns aus gar nicht auf die Idee kommen, dass es hier eine Benachteiligung geben kann – insbesondere nicht bei Jugendlichen, die uns oft so handlungsfähig und so stark erscheinen.

Letztes Stichwort: Was in jedem Fall gleich verteilt werden kann und gleich verteilt werden soll, ist Anerkennung. Im Unterschied zur Wertschätzung, die natürlich auch sehr wichtig ist, sich aber auf unterschiedliche, mehr oder weniger gegebene Fähigkeiten, Verdienste und Leistungen richtet und daher eher nach dem Prinzip der Leistungsgerechtigkeit zugeteilt werden soll, steht die Anerkennung des Menschen als Menschen, auch des Jugendlichen als Menschen, jedem Menschen gleichermaßen zu. Wertschätzung ist gerechterweise graduierbar (ich kann und darf – je nach Verdienst – zum Beispiel mehr oder weniger loben) – Anerkennung jedoch nicht.

Im Anerkannt-Werden erfahre ich mich als *jemand* (also nicht als *etwas*), der mit allen anderen Menschen „auf gleichem Fuße steht“ (wie Kant sagt), der nicht nur über graduierbaren Wert, sondern über eine absolute, nicht berechenbare und nicht „bepreisbare“ Würde verfügt. Religiös gesprochen: Jeder Mensch (auch jeder Jugendliche) ist gleichermaßen Ebenbild Gottes – nicht der eine mehr und der andere weniger. Was das in der Praxis konkret bedeutet, wie eine gleiche Anerkennung aller konkret sich zeigt und wie sie erfahrbar wird (auch im Kontext der Jugendsozialarbeit), darüber können wir gerne diskutieren.

## **Grenzen der Prinzipienethik**

Soweit meine „Gedanken“ zur Frage, was es heißen könne, jedem jungen Menschen gerecht zu werden, und überhaupt zum „Verständnis von Gerechtigkeit“. Ich bin sehr gespannt, was Sie auf der Grundlage Ihrer Praxiserfahrung als gerecht empfinden – oder auch als ungerecht erleben, denn die Frage, was eigentlich gerecht sei, lässt sich oft am besten ex negativo beantworten. Das grundsätzlich-theoretische Überlegen anhand von gewissen Prinzipien und allgemeinen Kriterien kann helfen, die Reflexion dieser vielen konkreten Erfahrungen von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit ein wenig zu strukturieren und zu klären – mehr kann es nicht leisten. Letzten Endes muss sich in der konkreten Situation zeigen, was hier und jetzt qua Gerechtigkeit gefordert ist, das lässt sich niemals aus einem abstrakten Prinzipienwissen heraus schlicht einfach-eindeutig ableiten. Wenn wir dem jungen Menschen (jedem jungen Menschen) gerecht werden wollen, heißt das eben auch, ihn niemals als bloßen Anwendungsfall einer allgemeinen, prinzipiellen Gerechtigkeitskonzeption zu sehen.

Deswegen braucht es ja auch den *Dialog* zwischen den unterschiedlichen Theorie- und Praxisperspektiven inklusive der Politik (und eigentlich auch mit den Jugendlichen selbst!) und insofern freue ich mich auf den weiteren Verlauf dieses Dialog-Tags.